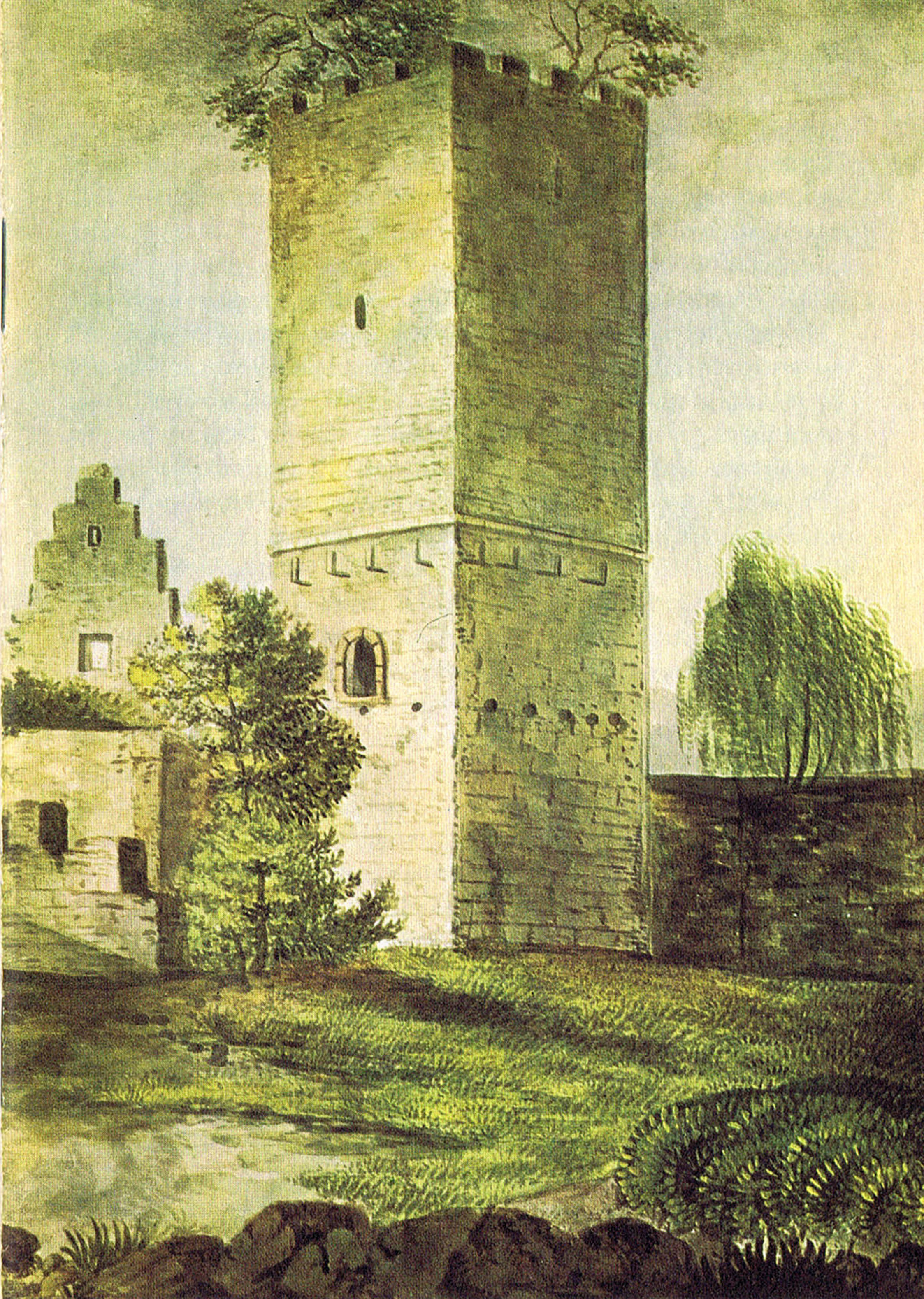


WILDENBERG VON WALTER HOTZ

Entstehung und Gestalt einer staufischen Burg

Grundriß der Kernburg



0 2

20 m

Die Burg im östlichen Odenwald, von deren Entstehung, Gestalt und Schicksalen hier die Rede sein soll, liegt inmitten weiter Wälder etwas abseits der großen Straßen, die das Gebirge in Nord-Süd-Richtung überqueren. Ihre Umwelt ist einsam, aber nicht wild. Im Gegenteil, man wird das Uinglertstal, das vom Weiler Buch zum Burgberg hinzieht, eher als lieblich empfinden. Die nächsten größeren Siedlungen sind Amorbach und Mudau, beides frühere mainzische Amtsstädte, Amorbach zudem noch bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Ort eines berühmten, seit der Merowingerzeit bestehenden Klosters. Mit dieser Abtei hängt auch die Gründung von Wildenberg zusammen. Denn die Vogtei über das Kloster erhielten – wie allgemein angenommen wird – 1168 auf dem Würzburger Reichstag durch Kaiser Friedrich Barbarossa die Herren von Durne. Als Vögte erwarben sie auch den Grund und Boden, auf dem sie ihre Burg Wildenberg errichteten. Woher dieses kometenhaft im fränkischen Raum zwischen Main und Neckar auftauchende Geschlecht kam, ist ungewiß. Die Durne (oder Dürn) waren Edelfreie. Ihre Abstammung wird von den einen auf die Herren von Alfingen, von den anderen auf die Grafen von Lechsgemünde zurückgeführt, oder sie werden, was kaum zutreffen dürfte, mit den bisherigen, 1168 bestraften Herren von Frankenberg bei Amorbach gleichgesetzt. In jedem Fall wird der erste und zugleich bedeutendste Vertreter des Geschlechts, Ruprecht I. von Durne, seit 1171 in rund 150 Urkunden der Kaiser Friedrichs I. und Heinrichs VI. genannt. Ruprecht gehört zur engeren Gefolgschaft der beiden Hohenstaufenkaiser. Anhand der Urkundendatierung läßt sich sein Itinerar durch das Reich aufstellen. Es reicht von Lüttich bis Palermo und von Arles bis Nürnberg. Es erweist Ruprechts Teilnahme an wichtigen Staatsakten, wie der Versöhnung Barbarossas mit Papst Alexander III. in Venedig 1177, der Krönung Barbarossas zum König von Burgund 1178, dem Mainzer Pfingstfest 1183, auf dem die Kaisersöhne Friedrich und Heinrich die Schwertleite empfingen, der Hochzeit Heinrichs VI. mit Konstanze in Mailand 1184, der Kaiserkrönung Heinrichs in Rom 1191 und seiner Krönung zum König von Sizilien in Palermo 1195. – Dieser Ruprecht ist auch auf einem der Inschriftsteine des Torturms von Wildenberg als Erbauer der Burg bezeichnet: DISE BVRHC MAHTE HER RVBREHT VON DVRN. (Diese Burg schuf Herr Ruprecht von Durne.) Auf dem gegenüber befindlichen Gewändestein des Tores ist ein Herr Burchert Durn genannt – wohl ein Familienangehöriger der in Abwesenheit Ruprechts dessen Amt wahrnahm, den Burgbau beaufsichtigte und für die Erziehung der Kinder sorgte.

Der Bauherr von Wildenberg kannte auch die Pfalzen, die von Barbarossa oder Heinrich VI. erbaut worden waren und die den Begriff der staufischen Kaiserpfalz künstlerisch geprägt haben. Wir finden ihn in Nürnberg (1181, 1182, 1194), in Wimpfen (1190), in Hagenau (1191, 1192, 1193), in Kaiserslautern (1193) und besonders in Gelnhausen (1192, mehrmals 1195, 1196).
Die geschichtliche Spur Ruprechts verliert sich mit einer von ihm 1197 ausgestellten Urkunde, die testamentarischen Charakter hat und die noch einmal in die Ferne weist, in das für die Stauferzeit so bedeutungsvolle Apulien.
Der Sohn und Nachfolger Ruprechts I., Ulrich I., der mit dem Vater zusammen 1192 bei Kaiser Heinrich VI. in Gelnhausen begegnet, ist früh gestorben. Nach 1201 wird er nicht mehr genannt. Seine beiden in den 90er Jahren geborenen Söhne Konrad und Ulrich dürften zunächst einen Vormund gehabt haben, bevor sie zu eigener Wirksamkeit gelangen konnten. Sie treten erst 1222 urkundlich auf. Da war der ältere, Konrad I., bereits mit Mechthild von Laufen verheiratet und hatte 1219 seinen Schwiegervater Boppo beerbt. Dadurch erhielt er nicht nur bedeutenden Machtzuwachs, sondern auch die Mittel für den prächtigen Ausbau von Wildenberg, der etwa 1226 beendet war.
Ulrich II., der jüngere Sohn, trat zwischen 1223 und 1225 in den Deutschen Ritterorden ein. Im Gefolge des Hochmeisters Hermann von Salza unternahm er weite Reisen von Livland und Preußen bis nach Palästina. Er war auch 1229 zugegen, als Kaiser Friedrich II. sich in der Grabeskirche zu Jerusalem die Krone des Heiligen Landes aufs Haupt setzte. Um 1250 ist er gestorben.
Konrad I. hielt sich zu König Heinrich (VII.), war auch an dessen Empörung beteiligt, behielt aber, als der Aufstand gescheitert war, seine Güter, was vielleicht der Fürsprache seines Bruders bei Friedrich II. zu verdanken war. Konrad gründete das Zisterzienserinnenkloster Seligenthal. Ohne Erfolg versuchte er auf dem Gotthard bei Amorbach eine Burg zu errichten. Schließlich erhob er 1253 Amorbach zur Stadt. Er starb 1258. Seine drei Söhne, Familienhäupter dreier Linien, die nach ihren Burgen Dilsberg, Forchtenberg und Wildenberg hießen, verloren sehr rasch mit dem politischen Einfluß auch den Besitz zugunsten der erstarkenden Territorialfürsten von Mainz und von der Pfalz. Das Geschlecht der Durne erlosch 1323 mit der Forchtenberger Linie, deren letzter Vertreter Ruprecht III. war. Ulrich III. von Durne († 1308) hatte bereits 1271 Wildenberg und 1272 Amorbach mit den zugehörigen Zentbezirken an den Mainzer Erz-

bischof verkauft. Wildenberg wurde Behördensitz des Erzstiftes Mainz und beherbergte bis zum Bauernkrieg ein nach ihm genanntes Amt, das einem auf der Burg residierenden Amtmann unterstand.
1356 wurde die Burg durch ein Erdbeben beschädigt. Ihre Wiederherstellung hatte auch einige Änderungen in der Gebäudestruktur zur Folge. Doch wurde die Burg, wie aus den zahlreichen erhaltenen Amtsrechnungen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts hervorgeht, in gutem Zustand gehalten. Auch Neubauten wurden ausgeführt. 1525, am 4. Mai, wurde die unverteidigte Burg von Odenwälder und Neckartäler Bauern aus dem »hellen Haufen« des Ritters Götz von Berlichingen besetzt und zum Protest gegen die zur Mäßigung ratende »Amorbacher Deklaration« ihrer Hauptleute niedergebrannt. Dieser Akt war ein Vertragsbruch. Er machte die Bauern verhandlungsunwürdig und trug entscheidend zu ihrer Niederlage bei.
Die Burg blieb in Trümmern bis auf den heutigen Tag. Sie versank in die Geschichtslosigkeit. Die Sage bemächtigte sich ihrer, der Wald überwucherte ihre Mauern, aus denen die Bewohner der benachbarten Dörfer manche Wagenladung Steine holten.
1802/03 kam das Land infolge des Reichsdeputationshauptschlusses zum neugebildeten Fürstentum Leiningen, 1806 zu Baden, 1810 zu Hessen und nach dem Wiener Kongreß 1816 zu Bayern. Die Burg blieb im Besitz des Fürsten zu Leiningen. 1814 verbot die Leiningische Generalverwaltung die Steinabfuhr von der Burg. Doch wurde 1821 von der gleichen Stelle die Erlaubnis zu einer großen Beraubung der Burg durch einen Kenner und Kunstfreund erteilt. Sie galt dem Grafen Franz I. zu Erbach-Erbach, der die ausgesuchten Werkstücke für eine künstliche Ruine im neu angelegten Englischen Garten beim Schloß Eulbach verwendete. Graf Franz hat über diese Vorgänge selbst berichtet und gleichzeitig die Veranlassung zur ersten geschichtlichen Darstellung der Burg gegeben. Sie stammt vom erbachischen Archivrat Christian Kehrer und steht im handgeschriebenen Prachtkatalog VI der erbachischen Sammlungen. Sie ist mit sechs Aquarellen von Dalheimer – einem Plan und fünf Ansichten – geschmückt. Es sind die ältesten Bilder der Burg, die wir kennen. Auf dem Plan sind die Ausbruchsstellen der nach Eulbach überführten Bauglieder und auch die Standorte des Zeichners genau eingetragen. Die Werkstücke selbst werden auf einer eigenen Tafel abgebildet.
Dank dieser Sorgfalt war es möglich, den größten Teil der 1821 entfernten Steine 1936/37 wieder zurückzugewinnen. Auf der Burg selbst wurden jedoch nur die Torsäulchen, die Inschriftsteine und die Sperr-

mauerpforte wieder eingemauert. Die übrigen Steine fanden eine vorläufige Aufstellung im ehemaligen Konventbau zu Amorbach vor dem südlichen Querhaus der Abteikirche.
Zu seiner Rechtfertigung hatte Graf Franz geschrieben: »Einer antiquarischen Sünde kann man mich bei den Beraubungen der Burg Wildenberg nicht beschuldigen; denn obgleich diese herrliche Burg noch die Würde der Vorzeit umschwebt und obgleich noch überall aus ihren Trümmern der Sinn ihrer Erbauer, für die Unvergänglichkeit gebaut zu haben, hervorleuchtet, so verfällt sie doch mit jedem Tage mehr, und die Bauern aus der Umgegend verführen (= fahren weg) ihre Trümmer, die zu ihrem Gebrauch dienen können. Anstatt also Räuber zu sein, war ich vielmehr Retter würdiger Überbleibsel der Vorzeit aus den Händen profaner unkundiger Menschen.«
Diese Klage über den Verfall dauerte das ganze 19. Jahrhundert hindurch fort. Auch die ersten Veröffentlichungen über die Burg von J.K. Dahl (1833), A. Debon (1856) und A. Sopp (1865) stimmten sie an. Bauteile stürzten ein, andere wurden, um Gefahren abzuwenden, niedergelegt, so 1891 der mächtige Ostgiebel des Palas. Man versuchte zwar mit Strebepfeilern und Maierankern das Zerstörungswerk aufzuhalten, kam aber erst 1905–1913 unter Leitung des Oberarchivrats Dr. R. Krebs zu planmäßigen Konservierungsarbeiten, die mit baugeschichtlichen Untersuchungen verbunden waren und auch eine Reihe schöner Stücke staufischer Bauplastik zutage förderten. Sie befinden sich heute in den Leiningischen Sammlungen zu Amorbach und im Städtischen Museum zu Aschaffenburg.
Der Erste Weltkrieg verhinderte die Weiterführung dieser Maßnahmen; der Zeit danach fehlten die Mittel dazu. Erst 1935 konnten sie wiederaufgenommen werden. Inzwischen hatten Verfall und mutwillige Zerstörung der Burg weiteren Schaden zugefügt. Leider wurden die umfangreichen Arbeiten 1935–1939 nicht immer mit der erforderlichen Sachkenntnis durchgeführt, so daß der Palas Änderungen erfuhr, die seine Beurteilung erschweren. Bis 1939 gelang die Sicherung des Palas und des Torturms. Infolge des Zweiten Weltkrieges fanden die Arbeiten ein vorzeitiges Ende. Ein Teil der Bauhüttenausrüstung und viele geborgene Werkstücke wurden in der Hoffnung auf baldigen Wiederbeginn nicht weggeschafft; er verzögerte sich jedoch bis 1959.
Zwischen 1960 und 1963 nahm man sich vor allem des Bergfrieds, des Sperrmauererkers, des Wohnbaus samt angrenzendem Burghof und des Torzwingers an. Der Bergfried wurde neu verfugt, der Mauer-

zug vom Wohnbau zur nordwestlichen Ringmauer freigelegt, der Sperrmauererker und der Wohnbau gesichert und das äußere Torhaus am Zwinger ausgegraben. Man fand den alten Burgbrunnen beim Wohnbau. Die Arbeiten, die auch eine Berichtigung der 1935 bis 1939 im Palas gemachten Fehler und eine Abräumung des stellenweise meterhohen Schutts im Burghof und entlang der Ringmauer vorgesehen hatten, wurden inzwischen leider wieder eingestellt.

Die Burg Wildenberg liegt auf einem bewaldeten Ausläufer des Preunschener Bergs in durchschnittlich 368 m Meereshöhe. Ihr Grundriß ist auffallend regelmäßig. Die Kernburg bildet ein großes, dem Gelände angepaßtes Rechteck von 90 m Länge und 39 m Breite. Auf der südlichen Schmalseite steht der quadratische Bergfried übereck hinter einer 37 m breiten, 2,5 m dicken Schildmauer. Die gegenüberliegende Nordseite des Burggevierts nimmt der Palas ein. Ihm ist an der Westecke ein kleiner fester Turm beigegeben. Entsprechend befindet sich ein Wohnbau in der Ostecke im Schutz des Bergfrieds. Die Langseiten der Burg sind durch die Ringmauer geschlossen, die im Osten unweit vom Wohnbau rechtwinklig vorspringt, um dem Torturm mit der darüberliegenden Kapelle Raum zu geben. Die Westmauer besitzt nur eine (später vermauerte) Doppelpforte. Da mehrere Gebäude an sie angelehnt waren, weist sie noch einige Abort- und Ausgußerker auf. Der obere Burghof um Bergfried und Wohnbau wird noch einmal durch eine Quermauer gegen den übrigen Burgbereich geschützt.
Die stärkste Verteidigung mußte der vom Berg überhöhten Südwestseite gelten. Sie wurde von einer leicht gewinkelten Schildmauer übernommen, in deren Mitte die Ecke des Bergfrieds eingreift. Der Bergfried beherrscht auch die an der Südecke der Burg gelegene äußere Toranlage und den Torzwinger, der sich hier im ersten Drittel der Ostmauer bis zum Torturm entlangzieht. Die Ringmauer schließt dann geradlinig an die Ostwand des Torturms an und führt parallel zur bisherigen Richtung auf die Nordostecke der Burg zu. Diese Ecke gehört bereits zu dem hier die ganze Burgbreite einnehmenden Palas, an dessen Nordwestwand, gleichsam als wehrhafter Eckpfeiler, der Westturm soweit vorsprang, daß er die auf seine Mitte zulaufende Westmauer auf eine ganze Strecke hin flankieren konnte. Im ganzen also ein wohldurchdachter Plan, in dem Wehraufgabe und Wohnbedürfnis auf einen einfachen Nenner gebracht sind.

Die Maßeinheit des Grundrisses von Wildenberg ist der römische Fuß von 29,64 cm, wie sich aus einer vergleichenden Zusammenstellung der Maße ergibt.
Als Baumaterial ist für alle Teile der Burg der in nächster Nähe anstehende Buntsandstein verwendet. Neben gleichförmig roten Steinen gibt es auch geäderte oder graue Stücke. Die Mauern bestehen aus Quadern mit einer mörtelreichen Bruchsteinfüllung. Auf der Außenseite der Burg sind meist Buckelquadern verwendet. Sie geben der Burg ihr charakteristisches Aussehen. Bergfried und Westturm sind ganz von Buckelquadern umkleidet. Aus glatten Quadern ist der größte Teil des Torturms aufgemauert, auch im Obergeschoß des Palas sind (bzw. waren) vorwiegend glatte Quadern verwendet. Die monumentalen Buckelquaderwände staufischer Burgen stehen ebenbürtig neben den sorgfältigen Quadermauern, die den gleichzeitigen Kirchenbau auszeichnen.
Die Steinbearbeitung geschah nach dem Brechen mit Bohrer, Säge, Spitzeisen und Fläche. Der Transport auf das Gerüst und das Versetzen wurde mittels des »Wolfs« bewerkstelligt. Greifzangenlöcher findet man auf Wildenberg nicht. Die Buckelquader weisen einfachen Randschlag auf. Die Steinmetze haben ihre Zeichen in den Quaderspiegel oder in die Bossen eingeschlagen oder eingebohrt. Die Zahl der Steinmetzzeichen beträgt etwa achtzig, das heißt, es waren mindestens achtzig der Steinbearbeitung kundige Bauhandwerker hier beschäftigt, wenn auch nicht immer alle zur gleichen Zeit. Sie arbeiteten im Verband einer Bauhütte unter Leitung eines Poliers, der wohl mit dem planenden Architekten identisch war. Wenn man berücksichtigt, daß noch eine wechselnde Zahl von Handlangern und Gespanndienste Leistenden beschäftigt war, ergibt sich ein beachtliches Menschenaufgebot auf dieser Baustelle. Seine Versorgung und Unterbringung wollte auch organisatorisch bewältigt werden.
Die staufischen Bauteile von Wildenberg stammen aus zwei Bauzeiten. Sie sind mit der Gründung der Burg unter Ruprecht I. nach 1168 bis gegen 1180 und dem Ausbau der Burg unter Konrad I. etwa 1219 bis 1226 zu umreißen. Die älteren Bauten sind: Bergfried, Schild- und Ringmauer, Westturm, Palas I (Keller- und Erdgeschoß), Torturm und Kapelle. Hier begegnen rund siebzig Steinmetzzeichen. Aus der jüngeren Bauzeit stammt das Obergeschoß des Palas (Palas II), das den Festsaal enthielt, mit zehn bis zwölf Steinmetzzeichen.
Zu mainzischer Zeit wurden verschiedene Veränderungen vorgenommen. Davon sind im heutigen Bestand nachweisbar und z. T. durch

Amtsrechnungen belegt: die Einwölbung des Palaskellers und die Hofwand des Palas (14./15. Jahrhundert), die Sperrmauer (1445), der Ausbau des Westturms (1440–1444), der Wohnbaugiebel (wohl 15. Jahrhundert), das Torwärterhäuschen auf der Mauer in Höhe der Kapelle (1485) und die Torzwinger sowie die Brückenpfeiler in den Gräben.

Von diesen Arbeiten sind einige mit den Wappen der regierenden Erzbischöfe versehen. Wappen Dietrichs von Erbach (1434–1459) finden sich über dem Portal der Sperrmauer und an einem vom Westturm stammenden Türsturz. Das Wappen Diethers von Isenburg (1459–1461 und 1475–1482) – es könnte aber auch das Wappen Uriels von Gemmingen (1508–1514) sein – schmückt einen Konsolstein aus dem Palas, der sich heute in Amorbach, im Raum der Wildenbergfragmente, befindet.

Zerstörung und Verfall haben den jüngeren Bauten stärker zugesetzt als den älteren, so daß die Burgruine heute wesentlich staufische Züge trägt.

Alle unter den Herren von Durne errichteten Bauten zeichnen sich sowohl durch sorgfältige Ausführung als auch durch erlesenen bauplastischen Schmuck aus. Selbst die Ringmauer und Türme haben daran teil (ornamentierter Kupplungsstein der Doppelpforte; Achtecksäule mit Bandknollenkapitell; Kopf am Sockelwulst des Westturms). Besonders auffallend ist die Architektur des Torturms. Das dreimal abgetreppte Außenportal ist durch Ecksäulen mit verzierten Kapitellen, das Innentor durch die beiden Bauinschriften ausgezeichnet. Die Torfahrt war gewölbt. Ihre kräftigen Rippen ruhten auf zugespitzten, teilweise von Zackenbändern gegürteten Konsolen.

Das Obergeschoß, das die Kapelle enthielt, besitzt noch die Pfeiler am Eingang zum Chörlein, das nach außen erkerartig über die Mauer vorkragt. Der profilierte Fuß und der Rundbogenfries unter dem Gesims zeigen einen Meister am Werk, dem elsässische Formen, wie sie an St. Stephan zu Straßburg oder an der staufischen Apsis zu Surburg begegnen, geläufig waren und der vermutlich auch in der Wormser Dombauhütte gearbeitet hatte.

Der Torturm, größtenteils in glatten Quadern erbaut, ist unter den Bauten der Gründungsbauzeit der jüngste. Er wurde erst errichtet, als die anderen Burgbauten standen. Solange der Burghof noch eine Großbaustelle war, benötigte man eine breite Zufahrt.

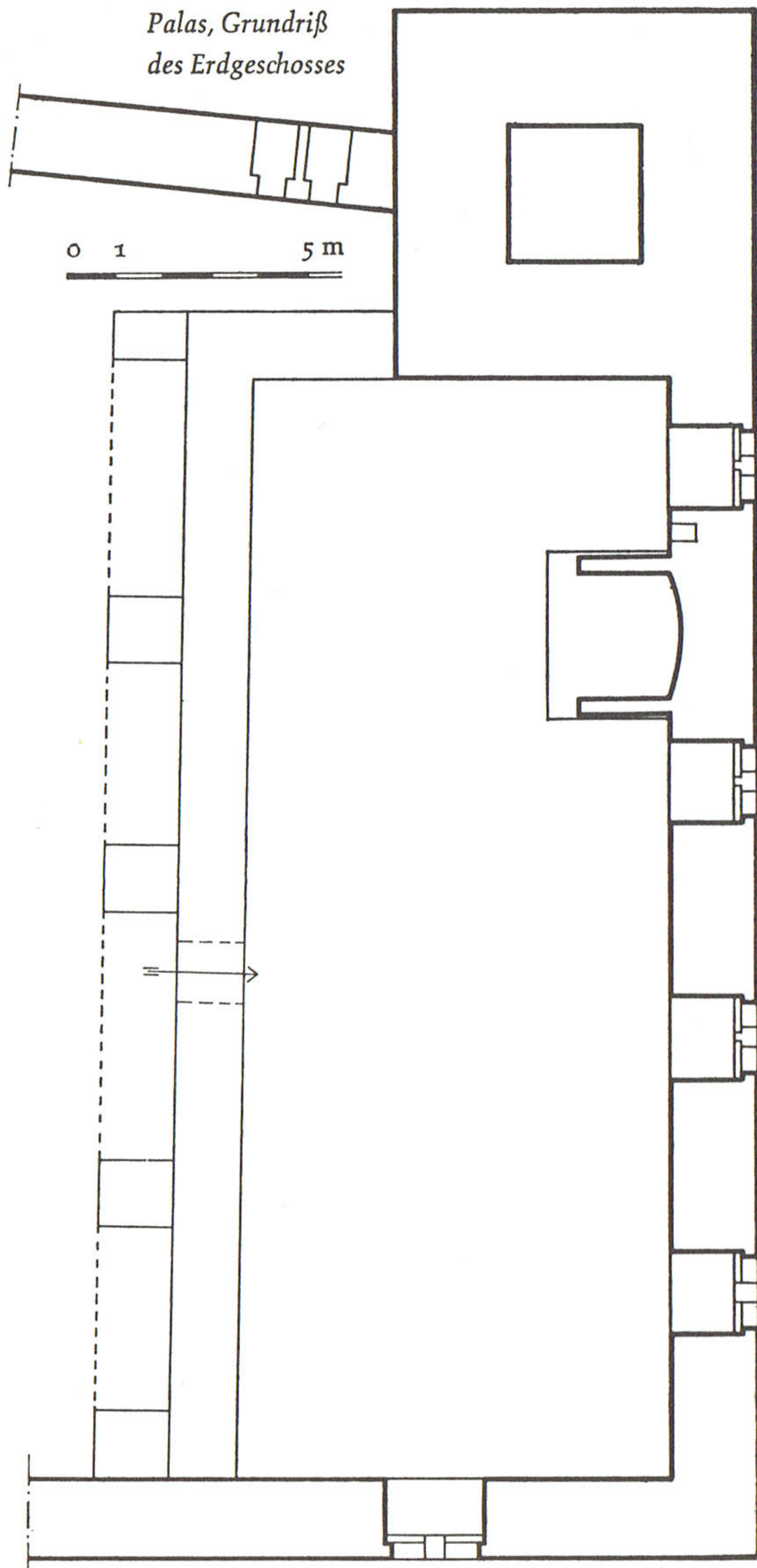
In der zeitlichen Abfolge ist das Werden der Burg so zu denken, daß nach der Vorbereitung des Bauplatzes der Grundriß der Gesamtanlage

abgesteckt und durch Pflöcke markiert wurde. Als erste wurden dann Bergfried und Westturm in Angriff genommen. Ihnen folgte die Schildmauer und die Ostmauer bis zum Torturm. Unter Aussparung des Torturms wurde die Mauer bis zur Palasecke weitergeführt, wo sie rechtwinklig umbog und, zugleich die Nordwand des Palas bildend, den Anschluß an den Westturm gewann. Vom Westturm baute man die lange, etwas ausgebogene Westmauer auf die Schildmauer zu. Danach wurden der Wohnbau mit der Quermauer und der Palas, schließlich der Torturm aufgeführt. Dieser Hergang ergibt sich aus Beobachtungen am Mauerwerk, vor allem aus mehreren Fugen. Die Burg konnte erst bezogen werden und ihren Zweck erfüllen, wenn sie fertiggestellt und das Tor verschließbar war. Der Bau mußte darum zügig vonstatten gehen. Längere Bauunterbrechungen und Ausführung von benutzbaren Teilabschnitten, wie sie im Kirchenbau häufig sind, scheiden für den Burgenbau aus.

Der quadratische Bergfried mit 985 cm (33 Fuß) Seitenlänge ist rund 25 m hoch. Seine Mauerstärke beträgt 296 cm (10 Fuß). Die Außenseiten bestehen aus prachtvollen Buckelquadern. Die Innenwände sind glatt. Nach Ausweis der Konsolen waren drei Zwischendecken und eine Plattform eingezogen. Der Zugang erfolgte durch eine 8 m über dem Burghof gelegene Rundbogenpforte, vor der sich auf zwei Seiten des Turms eine gedeckte Galerie erstreckte. Nur mit Leitern war sie zu erreichen. Das Geschoß, zu dem die Tür führt, weist ein Fenster, einen Aborterker und mehrere kleine Nischen auf. Es war bewohnbar zu machen, konnte aber nicht beheizt werden. In das stark nach innen erweiterte Schartenfenster ist eine mittlere Säule mit achteckigem Schaft eingestellt. Sie besitzt eine attische Basis und ein Bandknollenkapitell, wie es genauso auf Burg Münzenberg und in der Kapelle des Frankfurter Saalhofs begegnet. Es ist um 1175 zu datieren. Der Bergfried ist also 1170–1175 entstanden.

Der Turm ist durch eine 1935 neu ausgeführte Treppe besteigbar. Von der Höhe seines Zinnenkranzes erschließt sich ein schöner Blick über die Landschaft bis hinab nach Amorbach und zum Gotthardsattel. Die untere Tür wurde erst im 19. Jahrhundert angelegt.

Der zweiräumige Wohnbau neben dem Bergfried ist heute fast völlig ohne Schmuckformen. Nur ein kleines rundbogiges Doppelfenster auf der Hof-Längsseite und die profilierten Reste von Fenstergewänden nach dem Torzwinger zu sind noch an Ort und Stelle sichtbar. Interessant ist die kleine Galerie innerhalb der Torzwingermauer, von der ein Schacht in die Tiefe führt, wo sich ein unterirdischer Gang an-



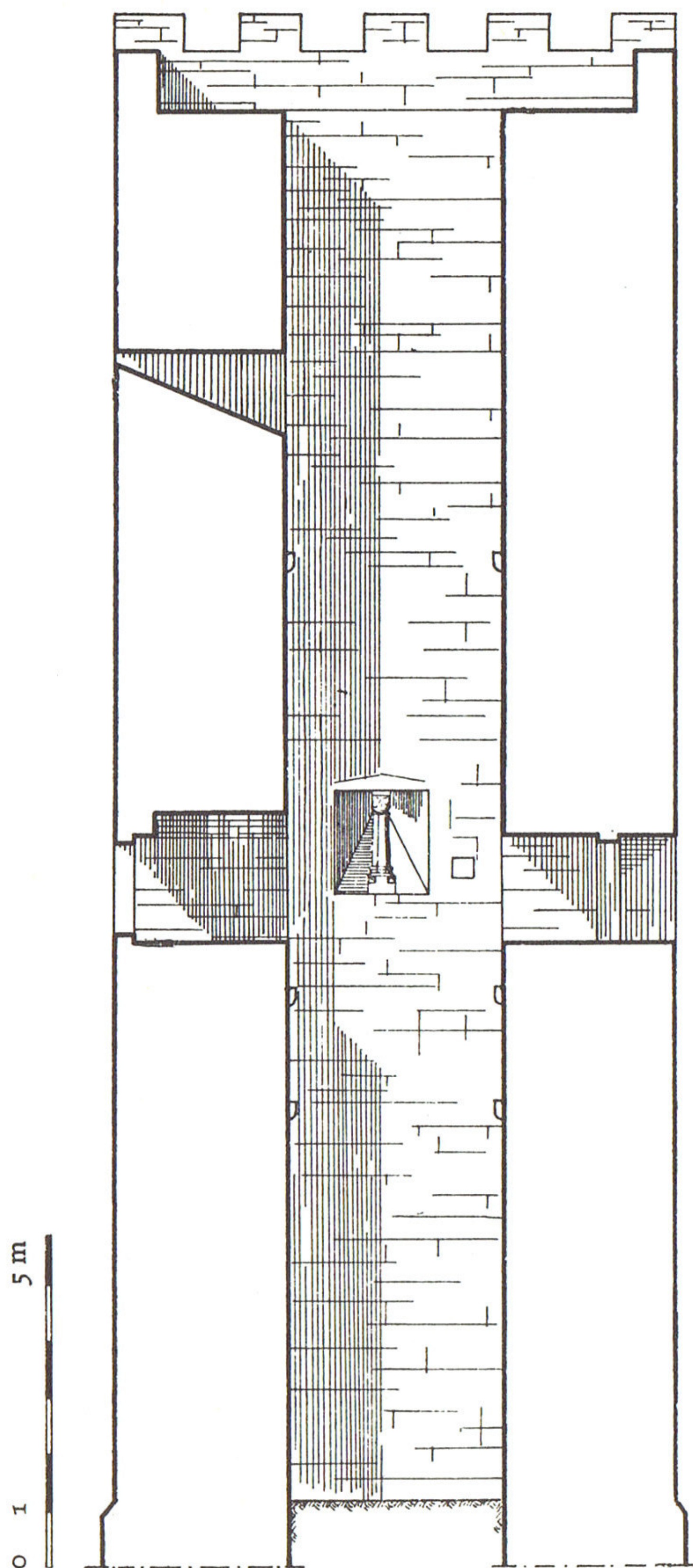
Palas, Grundriß des Erdgeschosses



Aquarell von Dalheimer aus dem Jahre 1822



Burg Wildenberg, Blick zum Palas



Bergfried, Längsschnitt

schließt. Er mündet am Hang außerhalb der Burgmauer. Wahrscheinlich diente die Anlage als Abort und konnte schlimmstenfalls auch als Fluchtgang benutzt werden. Im nördlichen Erdgeschoßraum und im Obergeschoß sind auch noch Kaminansätze erhalten.
Der Wohnbau war einst reich mit Bauplastik versehen. Hier kam das eigenartige Bruchstück einer Ornamentplatte zum Vorschein, es wurden Teile einer Achtecksäule und Steinringe mit Zickzackmusterung gefunden. Wahrscheinlich stammen sämtliche Wildenbergfragmente des Aschaffenburger Museums und die mit ihnen zusammenhängenden Basen und Kapitelle in Amorbach aus dem Wohnbau. Unter ihnen sind die für Wildenberg typischen Kapitelle mit verschlungenen Wulsten und Bändern, eine Bündelsäule mit verknotetem Schaft, die »Drachen«- und die »Eselstreiber«-Basis. Das ergibt eine überraschende Formenvielfalt. Am merkwürdigsten ist jene 1913 gefundene Schmuckplatte mit einem verwirrenden Gebrodel von Bändern und Blättern, das von einem Rundwulst mit begleitenden Blattdreiecken und Zickzackstreifen zusammengehalten wird. Dieser Stein – vielleicht in die Stirnplatte eines Kamins oder im Rücken eines Hochsitzes eingelassen – ist in der staufischen Kunst ohne Parallele.
An einem Kapitell ist der Name EGGEHAR(T) eingemeißelt. Das könnte der für den Wohnbau und seine Bauplastik verantwortliche Werkmeister sein. Der Wohnbau dürfte die Gemächer des Burgherrn und seiner Familie beherbergt haben.
Bevor man den Palas zu bauen begann, wurde, wie erwähnt, der Westturm aufgeführt. Daß der Plan der Burg hier von vorneherein eine enge Verbindung mit dem Palas vorsah, ergibt sich nicht nur aus der über die Turmkante bündig hinweggeführten Außenmauer, sondern auch aus einem Kragsteingesims für die ursprünglich flache Kellerdecke an der angrenzenden Turmwand. Der Turm besaß ein gewölbtes Untergeschoß, das nur von oben her zugänglich war. Die Turmpforte befand sich auf der Palasseite in Höhe des oberen Saals.
Der Palas der Gründungsbauzeit füllte mit dem Westturm die gesamte nördliche Schmalseite des Burggevierts aus. Er war auf dem Grundriß eines 23x9 m messenden leicht verschobenen Rechtecks errichtet und umfaßte außer dem Keller und dem unteren Saal wahrscheinlich noch einen Aufbau. Von den beiden Außenseiten besaß die Nordwand vier Fensterachsen, die Ostwand eine, die in der starken Mauer tiefe Nischen mit beiderseitigen Sitzbänken bildeten und durch Doppelfenster verschlossen waren. Die Zugänge zu Keller und Saal lagen in der Längswand auf der Hofseite. Der Keller erhielt

um 1400 ein Tonnengewölbe. Auch der untere Saal war im 14. und 15. Jahrhundert durch Einziehen von Querwänden verändert worden. Ihr Zerfall und schließlich ihre gänzliche Beseitigung durch neuere Baumaßnahmen haben das staufische Raumbild wiederhergestellt. Von der Saalarchitektur sind das alte Portal mit einem (mittelalterlich ausgebesserten) Zickzackbogen, der große Kamin an der Nordwand und die Fensterachsen zu seinen beiden Seiten erhalten. Ihre Doppelfenster besitzen Pfeiler mit eingebundenen Ecksäulchen, die Bogen werden von einem Zickzackstab mit Blättern oder einer diamantierten Leiste gerahmt. Am Kamin ist die rechte Wange noch original, die linke war abgeschlagen und wurde unter Verzicht auf feinere Bearbeitung ergänzt (das alte Kopfstück liegt bei den Funden am Bergfried). Die Stirnplatte des Kamins mit Ornamenten, in denen der Zickzack und das Blattmotiv wiederkehren, wurde, in zwei Teile zerbrochen, gefunden und wieder auf die Kaminwangen aufgesetzt. Neben der linken Kaminwange ist eine rechteckige Nische mit hübschem profiliertem Gewände in die Mauer eingetieft.
Das dritte Nordwandfenster ist ausgebrochen, seine Nische wurde bereits beim gotischen Umbau des Palas bis in die Höhe der Fensterbank vermauert. Das vierte Fenster dagegen ist noch vorhanden. Es gehörte zu den Werkstücken, die 1821 entfernt worden waren, und befindet sich heute in Amorbach. In Gestalt und Formen weicht es von den beiden erhaltenen Fenstern ab. Dem mittleren Pfeiler sind außen eine Achtecksäule und innen eine Rundsäule angearbeitet. Der originelle Kapitellschmuck besteht aus zusammengebundenen Wulsten und Bändern, aus denen Blätter, Blüten oder Fruchtdolden wachsen. Die Gewände sind mit Profilen abgefast, die Innenseite dazu noch in eine rechteckige Nische gebettet. Der ursprüngliche Platz des Fensters ist heute nur noch vom Palasinnern her wahrzunehmen. Die in halber Mauerstärke mit alten Steinen aufgeführte Wand des Jahres 1935 nahm keine Rücksicht auf den erkennbaren Befund. Auch der große äußere Bogen des Fensters in der Ostwand ist falsch ergänzt. Dieses Fenster war ebenso wie die übrigen ein Doppelfenster. Der obere Teil des Fensterpfeilers ist noch vorhanden. Er zeigt beiderseits eines schmalen Mittelstückes zwei Ecksäulchen mit von Blättern und gelochten Bändern überzogenen Kapitellen, die sich in der Mitte über einem leiterartigen Gebilde begegnen.
Auch der Palas ist mit einer Bauinschrift versehen. Wir erfahren daraus die Namen des Architekten und des Bildhauers. Neben dem Ostfenster steht: BERTOLT MVRTE MICH VLRICH HIWE MICH (Bertolt

mauerte mich, Ulrich hieb mich). Das gleichsam personifizierte Gebäude läßt uns wissen: Bertolt war mein Baumeister, Ulrich mein Bildhauer. Wir können in Bertolt den Architekten nicht nur des Palas, sondern der gesamten Burg erblicken. Links oberhalb dieser Bauinschrift stehen die Worte OWE MVTER. Von ihnen wird noch die Rede sein.

Die Bauzeit der Burg Wildenberg läßt sich auf etwa zehn Jahre berechnen. Da Ruprecht von Durne 1168 in den Besitz des Bauplatzes und der einen Burgenbau ermöglichenden Rechtsstellung gelangte, kann der Baubeginn auf etwa 1169/70 und die Vollendung der Burg auf etwa 1180 angesetzt werden.

Ein knappes Menschenalter später, 1219–1226, hat Ruprechts Enkel, Konrad I., den oberen Palassaal aufführen lassen. Seine feingliedrige Architektur, die die Wand in zahlreiche Fenster aufgelöst hatte, ist größtenteils zerstört, wahrscheinlich schon durch das Erdbeben von 1356. Doch läßt sie sich anhand der Reste und Fundstücke und unter Zuhilfenahme der Abbildung im Erbacher Katalog weitgehend rekonstruieren. Die Fenster waren gruppenweise zusammengefaßt und entweder mit doppelten Kleeblattbogen oder doppelten Spitzbogen, jeweils mit Vierpässen darüber, ausgesetzt. Die Bogen ruhten auf Säulen, die entweder in den Abstufungen der Wand oder frei in der Fenstermitte standen. Die bedeutende Wirkung und hohe künstlerische Qualität dieser Wandgestaltung ist noch aus der zu wesentlichen Teilen erhaltenen Dreifenstergruppe der Ostwand zu ersehen, die zu den Glanzstücken deutscher Profanarchitektur zählt. Der unzerstörte Saal hat an der Ostwand 15, an der Nordwand etwa 38 und an der Westwand vermutlich ebenfalls 38, zusammen also 91 Säulen und Kapitelle besessen. Davon sind heute in situ noch 14 Basen und Kapitelle erhalten, elf in der Ost- und drei in der Nordwand. Die Säulen sind bis auf wenige Bruchstücke verschwunden.

Alle Bau- und Schmuckformen des Festsaals sind eng mit den Ostteilen der Marienkirche zu Gelnhausen verwandt, als deren Baumeister der dort inschriftlich genannte HEINRICH VINGERHVT angesprochen wird. Dieser oder einer seiner nächsten Mitarbeiter hat den Palas für Konrad von Durne vollendet. Die Absicht des Architekten, hier etwas Besonderes zu schaffen, wurde unterstützt durch die Steinmetze, vor allem die Bildhauer der Kapitelle. Man kann sie auf verschiedene Hände aufteilen. Die ältesten Formen zeigen die vielleicht zum zweiten Mal verwendeten Kapitelle der linken Ecke – vom Saal gesehen – der Ostwand; ebenso der linke Außenpfeiler der Fenster-

gruppe. Es sind füllige Kelchblockkapitelle mit Blättern und Diamantstäben, wie sie an einer ganzen Reihe von zeitgenössischen Bauten begegnen, besonders dem Palas zu Babenhausen und dem großen Portal von St. Leonhard zu Frankfurt. Von diesen Stücken geht die Entwicklung über die mittleren Pfeiler, die links noch Blätter-, rechts schon Knospenkapitelle zeigen, zu den strengen fleischigen Blattformen der rechten Eckkapitelle. Auch der linke Kämpfer hebt sich mit seinem Palmettenornament gegen die nur profilierten Kämpfer der übrigen Pfeiler ab. Doch besaß der Festsaal noch eine ganze Anzahl verschiedenartig geschmückter Kämpfer, die bei den Aufräumungsarbeiten gefunden wurden. Auch die Mannigfaltigkeit der Kapitellformen wird noch durch zahlreiche Bruchstücke belegt. Die Basen sind meist als Teller mit z. T. tief unterschnittenen Kehlen gebildet.

Beide Palassäle waren flachgedeckt. Die Balken ruhten auf einem mittleren Unterzug, der von Pfeilern getragen wurde. Im Erdgeschoß haben sich drei polygone Basen erhalten. Der Palas trug ein großes Satteldach zwischen spitzen Giebeln. Es war durchbrochen vom großen Schornstein des Kamins und mit Gaupen besetzt.

Die gesamte Hofwand des Palas ist gotisch — und 1936 ff. — erneuert worden. Ihre einzigen romanischen Bauteile sind das Portal und ein kleines Rundbogenfenster. Die großen gemauerten Bogen, die der Wand vorgeblendet sind, schufen Platz für einen oberen Umgang, der als solcher schon in staufischer Zeit vorhanden gewesen sein dürfte. Auf ihn muß nämlich die Notiz über die Erdbebenschäden an der Burg bezogen werden, wo es heißt, daß ein aus dem Lot gewichener Umgang einstürzte (»circuitus eversus cecidit«). Im Festsaal lief eine Sitzbank an den Wänden entlang. Im Westteil der Nordwand kragte ein Altan vor, von dem aus man über den Burggarten hinweg ins Tal sehen konnte.

Der Palas einer staufischen Burg war monumentaler Ausdruck ritterlichen Selbstverständnisses. Hier versammelten sich die Männer zur Beratung und zum Umtrunk, hier wurden Feste gefeiert und den Frauen gehuldigt, hier trugen die Sänger ihre Lieder und Dichtungen vor. Der Palas von Wildenberg gehört zu den eindrucksvollsten seiner Art. Namentlich der Festsaal ist eine der edelsten architektonischen Schöpfungen der Zeit Kaiser Friedrichs II.

Die Umwandlung des staufischen Herrensitzes in eine mainzische Behördenburg begann spätestens 1356 mit der gebotenen Wiederherstellung der beschädigten Anlage. Der Palas wurde zu Wohnzwecken hergerichtet und durch mehrere Quermauern unterteilt. Die

schönen Arkaden des Festsaals wurden vermauert und mit rechteckigen Fensterrahmen versehen. Diese Vorgänge sind zum Teil durch die Rechnungen, zum Teil durch den Befund vor 1935 belegt. Einer dieser Fensterrahmen wurde 1937 nach Eulbach gegeben und dort im Austausch mit dem Doppelfenster aus dem Palas I der romantischen »Eberhardsburg« eingefügt.

Die Erneuerung der Obergeschosse des Westturms ist durch die Rechnungen für die Jahre 1440–1444 nachgewiesen. Durch den Einsturz des Turms nach dem Ersten Weltkrieg sind alle Spuren dieser Arbeiten getilgt. Dagegen ist noch recht gut erhalten die Sperrmauer, die Erzbischof Dietrich von Erbach 1445 im Burghof errichten ließ. Sie war mit einem Wehrgang über vorgekragtem Bogenfries mit Fußscharten versehen. Wo sie auf die Ringmauer auftraf, trug sie zwei Erkertürmchen. Davon ist eines noch in gutem Zustand. Beim Bau der Sperrmauer wurde die romanische Doppelpforte in der westlichen Ringmauer zugesetzt. Ihren ornamentgeschmückten Kupplungsstein entdeckte man erst 1960.

1485 hat man oberhalb des Tors auf der Mauerkrone ein Torwärterhäuschen errichtet, dessen vordere Wand noch erhalten ist. Zu einem unbekannten Zeitpunkt wurden die Wohnbaugiebel als gotische Staffelgiebel erneuert. Nur der südliche über der Schildmauer steht noch aufrecht. Gotisch sind auch die Zwingermauern, die äußere Toranlage und die Brückenpfeiler in den beiden Gräben.

Dicht beim Wohnbau liegt die Brunnenzisterne als Mittelpunkt einer größeren Anlage, die sowohl das Regenwasser von den Dachtraufen sammelte als auch durch Wasserleitungen von außerhalb der Burg gespeist wurde. In 15 m Tiefe führt der sehr sorgfältig gemauerte Brunnen heute noch Wasser. Es hat jedoch nur schwachen Zufluß.

Beim Ausräumen des Brunnenschachtes wurde das Bruchstück einer violett-weiß geäderten Marmorplatte gefunden. Erwähnung verdienen noch die über 30000 Ton- und Glasscherben, die bei Grabungen zum Vorschein kamen und die man seit 1905 gesammelt hat. Sie gehören meist der letzten Epoche der bewohnten Burg an. Von besonderem Interesse sind auch glasierte, teilweise mit Wappen versehene Ofenkacheln, Werkzeuge, Spinnwirtel, Münzen und Schmuck. Einige Stücke sind jetzt im Amorbacher Heimatmuseum ausgestellt. Auch im Gelände der bisher noch nicht untersuchten Vorburg zwischen den beiden Gräben befand sich ein Brunnen. Sein steinerner Deckel wurde, in mehrere Stücke zerschlagen, vor Jahren gefunden.

Nach der Zerstörung der Burg im Bauernkrieg ist kein Wiederauf-

bauversuch unternommen worden. Das Erzstift Mainz bewertete das »Schloß Willenberg« im Prozeß auf Schadenersatz gegen Götz von Berlichingen mit 5000 Gulden. Die hin und wieder in der Literatur begegnende Meinung, die Burg sei zu Teilen und »notdürftig« wiederhergestellt und erst 1547, als das Amt offiziell nach Amorbach genannt wurde, endgültig aufgegeben worden, entbehrt sowohl in den Akten wie im Baubefund jeder Grundlage. Um die Gefälle der Burgkapelle St. Georg, deren Inhaber, ein Kaplan, auch den Dienst in Preunschen zu versehen hatte, geht es noch bei Präsentationen in den Jahren 1532, 1562 und 1574. 1599 werden sie auf Kirchzell übertragen. Bei dieser Gelegenheit erwähnt die Urkunde das »von den aufrürischen Bawern zerstörte ... Bergschloß Wildenberg«.
1824 beabsichtigt Carl Emich Fürst zu Leiningen, ein Jagdschlößchen im Burgbereich zu errichten. Die begonnenen Arbeiten werden jedoch bald wieder eingestellt.

Wildenberg ist ein poetischer Name. Er begegnet auch in der staufischen Dichtung, und zwar dort, wo im Epos »Parzival« die Gralsburg, dieser höchste Inbegriff einer ritterlichen Burg, mit all ihren Bezügen zur Geistes- und Glaubenshaltung ihrer Zeit geschildert wird. Da wird zunächst die Burg beschrieben, wie sie sich dem anreitenden Gast vom Burggraben her darbietet: »Die Burg sah trutzig drein. Sie stand so sauber vor ihm da, als ob sie gedrechselt wäre. Es sei denn, daß einer hineinflöge oder der Wind wehte ihn hinein – auf dem Erdboden könnte man sie nicht im Sturme nehmen. Viele Türme und mancher Palas ragten dort mit wunderbaren Wehren« (Prosaübertragung von W. Stapel). Dann wird der weite und breite Burghof erwähnt, der nicht wie sonst von Kampfspielen zertreten war, sondern in dem kurzes grünes Gras stand. Bei der Schilderung des Palas und seines Saals macht uns Wolfram von Eschenbach mit dem Schauplatz von Parzivals unglücklicher Begegnung mit dem Gralskönig und seinen Rittern bekannt. Er beschreibt den von hundert Kronleuchtern und vielen Kerzen erhellten Raum, die mit Polstern belegten Sitzbänke samt den Teppichen davor und die drei Marmorkamine. Dort wurde wohlriechendes Aloe-Holz verbrannt. Dann folgt der Satz: so grôziu fiwer sît noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc
jenz waren kostenlichiu werc.

(So große Feuer sah niemand jemals hier auf Wildenberg. Es waren wirklich kostbare Werke.) Wolfram kann sich so aber nur ausdrük-

ken, weil er sich zur Zeit der Abfassung oder des ersten Vortrags dieses Gesangs auf einer Burg namens Wildenberg befunden hat. Daß er die Kaminfeuer der Gralsburg mit denen »hie ze Wildenberc« vergleicht, erhöht angesichts des gewaltigen Kamins im unteren Palassaal die Bedeutung der Gralsburg. Der Dichter liebte ja derartige Bezugnahmen auf Dinge und Menschen seiner Zeit, sie machten seine Erzählung anschaulicher.

Albert Schreiber hat 1922 den schlüssigen Nachweis erbracht, daß das im Parzival genannte Wildenberg nur die Burg der Herren von Durne sein kann. Wolfram nennt sich auch einen Lehnsmann des benachbarten Grafen von Wertheim. Noch im 14. Jahrhundert lebten in der Umgebung von Wertheim Angehörige einer Adelsfamilie »von Eschenbach«, die z. T. sogar den Vornamen »Wolfram« führten.

Aber auch die Bezeichnung, die Wolfram der Gralsburg in seiner Dichtung gegeben hat, »Munsalvasche« (oder Munsalvaesche), heißt nicht etwa »Mons salvationis« (Heilsberg), sondern »Mont sauvage« (Wilder Berg). Beweise für die Übernahme des altfranzösischen »salvage« liefern die Dichtungen Wolframs selbst. In der St. Galler Parzival-Handschrift wird der Name »Munsalvasche« mit »zer wilden muntane« (d. i. »zum wilden Berge«) übersetzt. Und im Titurel wird der dort genannte »Duc Ekhunaten de salvasch florien« von Wolfram selbst mit »Herzog Ekunat von bluom der wilde« verdeutscht. Wolfram, der die Herren von Durne nicht nennt – was auf ihren ausdrücklichen Wunsch unterblieben sein mag –, hat seinen Dank für die ihm gewährte Gastfreundschaft auf seine Weise abgestattet. Er hat ihnen ein unübertreffliches literarisches Denkmal gesetzt, in dem er die herrlichste Burg der höfischen Dichtung mit dem ins Französische übertragenen Namen ihrer Burg Wildenberg versah. Konnte es eine edlere und geistvollere Huldigung eines Ritters an seine Freunde geben?

Da ist auch noch die rätselhafte Inschrift im unteren Palassaal, das OWE MVTER oberhalb der Bauinschrift. Das kann eigentlich nichts anderes sein als ein Losungswort, ein »Cri«, wie ihn die Ritter zu rufen und auf ihr Turniergewand zu sticken pflegten. »owê muoter, was ist gôt?« – das ist doch die dunkle Parzivalfrage, die den nicht mehr losließ, der als »tumber Tor« auszog und in Mühen und Gefahren zum Ritter heranreifte, um sich im Höhlengespräch mit Trevrizent selbst zu erkennen, als Mensch, der auf Gottes Gnade angewiesen bleibt. Ein Burgherr, der ein solches Motiv zur Losung nahm und in die Wand seines Palas einmeißeln ließ, der müßte die Schick-

salsfragen seiner Zeit in ihrer abgründigen Tiefe verstanden haben. Wäre das einem Herrn von Durne nicht zuzutrauen?

Die germanistische Wissenschaft zweifelt heute nicht mehr am Aufenthalt Wolframs in Wildenberg. Strittig ist nur die Zeit, zumal auch keine Einmütigkeit über die genauen Lebensdaten des Dichters herrscht. Wenn Ruprecht von Durne der Gastgeber Wolframs war, woran die Persönlichkeit dieses weitgereisten Mannes und seine erwiesenen Beziehungen zum Grafen Philipp von Flandern, dem Gönner des französischen Perceval-Dichters Chrestien de Troyes, denken lassen, muß Wolfram vor 1197 auf Wildenberg gewesen sein. Es würde aber auch zu Konrad von Durne passen, wenn er seine Burg und deren Festsaal dem Dichter zur Stätte seines Wirkens angeboten hätte. Das könnte aber erst gegen 1226—1230 geschehen sein.

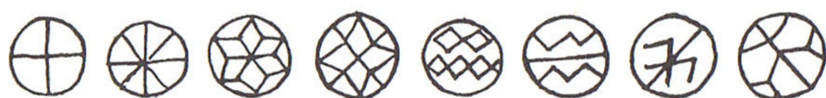
Wildenberg und der Parzival müssen sich gegenseitig keinen Ruhm und Glanz borgen. Sie können als schöpferische Leistungen nebeneinander bestehen.

Man muß Wildenberg mit den ihr zukommenden Maßstäben messen und beurteilen. In diesem von den großen Persönlichkeiten des Kaiserhauses der Hohenstaufen geprägten Jahrhundert wurden Tausende von Burgen errichtet. Eine davon ist Wildenberg. Ihre Bauherren gehörten zur Führungsschicht des staufischen Reiches. Sie hatten auch teil an seinen Sternstunden. Ihre Burg bezeugt das. Sie war zu ihrer Zeit nicht nur Stützpunkt und Verwaltungsstelle. Von hier ritten ihre Herren und deren Gäste zur Jagd, zum Turnier und in den Kampf. Hier wurden Beratungen gehalten und Feste gefeiert, hier stellte sich das Rittertum selber dar. Wildenberg ist nicht eine Burg unter vielen, wie man aus ihrer heutigen Weltabgeschiedenheit schließen könnte. Sie gehört vielmehr zu den bedeutendsten Burgen des deutschen Volks- und Sprachraums. Sie ist trotz Zerstörung und Verfall monumental, gestaltenreich und zugleich groß in ihren Formen geblieben. Sie ist ein Meisterwerk der Baukunst.

Bücher von Walter Hotz:
Burg Wildenberg, ein Herrensitz der Hohenstaufenzeit.
Amorbacher Cicerone, kunstgeschichtlicher Wegweiser.
Kleine Kunstgeschichte der deutschen Burg.

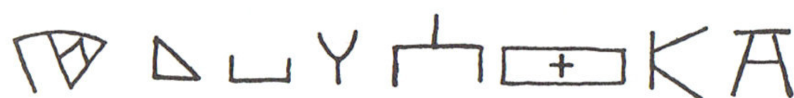
Gedruckt von Ludwig Oehms in Frankfurt am Main


I


II


III

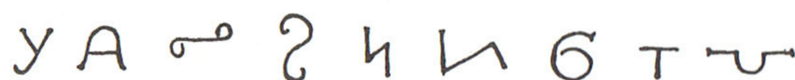

IV


V


VI


VII


VIII


IX

Staufische Steinmetzzeichen. I–VIII Gründungsbauzeit. IX Festsaal im Palas

